

# **Es gibt keinen „sanften Missbrauch“**

## **Eine Stellungnahme zu einem irreführenden Begriff**

Die Enthüllungen von sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen in kirchlichen Institutionen hat Anfang des Jahres zu einer begrüßenswerten Debatte geführt. Dabei haben insbesondere die Beiträge des „Stern“ dazu geführt, dass der Blick der Öffentlichkeit nicht einseitig bei den Tätern hängenblieb, sondern die Betroffenen selbst zu Wort kamen. In einem sehr mutigen Artikel berichteten elf Frauen und Männer über ihre sexuellen Gewalterfahrungen in der Kindheit und deren Folgen (08.03.2010). Zwei Monate später (06.05.2010) schrieb Anja Röhl, die Tochter von Klaus Reiner Röhl und Stieftochter von Ulrike Meinhof, über den sexuellen Missbrauch durch ihren Vater. In einem „verstörenden Protokoll“, wie der Stern es selbst nennt, brach sie ihr jahrelanges Schweigen und beschrieb die sexuellen Übergriffe in ihrer Kindheit.

In ihrem Artikel sprach Anja Röhl von einem „sanften Missbrauch“ und drückte damit die Verwirrung des ehemaligen Kindes über das Geschehene aus. Ein Mädchen oder Junge kann nicht benennen, was mit ihr bzw. ihm geschieht, wenn sie/er sexuelle Übergriffe erfährt. Ein Kind fühlt, wenn ein Erwachsener seine Grenzen überschreitet, aber es kann weder einordnen noch überblicken, was eigentlich passiert, besonders wenn der Täter vorgibt, seine Übergriffe aus „Liebe“ zu tun, um dem Mädchen oder dem Jungen etwas Gutes zu tun, das diese bzw. dieser im Grunde selbst wolle. Wenn der Täter ausnutzt, dass jedes Kind Liebe, Wertschätzung und Aufmerksamkeit braucht und sucht, und er diesen Bedürfnissen mit sexuellen Übergriffen begegnet, entsteht für das Mädchen oder den Jungen eine solch unüberschaubare Verwirrung, dass sie selbst später im Erwachsenenalter schwer aufzulösen ist.

Aus dem Artikel von Anja Röhl wird deutlich, wie brutal sexuelle Grenzüberschreitungen für ein Kind sind, auch wenn der Täter sein Opfer nicht vergewaltigt. Sie schreibt: „Während der ganzen Zeit hatte mich eine gigantische Angst im Griff, und ich war unfähig, mich zu bewegen. Aus Scham dachte ich nur daran, dass das, was ich da gerade erlebte, nie jemand erfahren dürfte [...]. Es tat nicht weh, was er tat, aber ich wollte das nicht. Er aber tat, als sei ich ganz und gar einverstanden. Er schien es sogar mir zuliebe zu tun [...]. Als er sich endlich erhob und aus dem Zimmer ging, fürchtete ich noch nach Stunden, dass er zurückkäme. Etwas Seltsames war passiert, mein Körper war mir fremd geworden. Nichts tat mir weh, er hatte mich in seinen Besitz genommen. Mein Körper hat nicht auf mich gehört, sondern auf ihn. Ich wollte das nicht, aber mein Körper hatte stillgehalten. Warum war es mir nicht möglich gewesen zu sagen: Nein!“

Im Fachjargon wird von „dissoziativen Symptomen“ gesprochen, wenn unsere Seele sich in einer traumatischen Situation in Sicherheit bringt, indem sie das Erlebte oder Teile des Erlebten abgespaltet, zum Beispiel den Körper, die Gefühle, den Schmerz oder gar die Erinnerung an das Geschehene. Eine traumatische Situation ist dadurch gekennzeichnet, dass ein Mensch mit hoch bedrohlichen Reizen überflutet wird und sich gleichzeitig in einer absolut ohnmächtigen Situation befindet, in der keinerlei Handlungsspielraum möglich ist (auch wenn unsere Psyche uns im Nachhinein vorgaukelt, wir hätten doch anders reagieren

können. Letzteres ist nichts anderes als der innerpsychische Versuch, dem Gefühl der Ohnmacht wenigstens im Nachhinein zu entkommen).

Das Ausmaß der Traumatisierung, mit dem die Betroffenen später leben müssen, hängt nicht nur davon ab, wie äußerlich brutal der Täter vorgegangen ist, sondern von einer Vielzahl von Faktoren. An erster Stelle steht dabei die Art der Beziehung zwischen Täter und Opfer (ob es sich um einen Fremdtäter, einen Bekannten oder gar einen Elternteil handelt) und die Abhängigkeit des Kindes vom Täter. Ferner spielen die Reaktion bzw. Nicht-Reaktion des sozialen und familiären Umfeldes und die Anzahl und Art der Übergriffe eine wesentliche Rolle. Einen „sanften Missbrauch“ gibt es nicht, denn sexuelle Übergriffe sind immer ein schwerer Angriff auf den Körper und die Seele eines Kindes, und die Betroffenen haben ein Leben lang mit den Folgen zu tun.

Trotzdem haben viele Überlebende sexueller Gewalt im Nachhinein Schwierigkeiten, die Vorsätzlichkeit und die Brutalität im Handeln des Täters bzw. der Täter zu erkennen, und damit auch ihre eigene Traumatisierung anzuerkennen. Das liegt daran, dass verschiedene Faktoren ihnen den Zugang zu dieser Erkenntnis erschweren. Der psychische Abwehrmechanismus der Dissoziation kann beispielsweise dazu führen, dass die überflutenden Gefühle so abgespalten werden, dass die eigene Not manchmal eher vom sozialen Umfeld als von der betroffenen Person selbst erkannt wird. Der Trick unserer Psyche, eine Situation im Nachhinein als kontrollierbarer und uns selbst als handlungsfähiger zu erleben, hat darüber hinaus zur Folge, dass ein Opfer von sich denkt, es hätte noch mehr tun müssen, um das Geschehen zu verhindern und sich anders verhalten müssen, und dass es zumindest eine Mitschuld an der Situation habe, was natürlich nicht der Fall ist, denn selbstredend liegt die Verantwortung für sexuelle Gewalt an Kindern ganz allein beim Erwachsenen.

Hinzu kommt noch die so genannte „Identifikation mit dem Aggressor“, eine komplizierte psychische Abwehrstrategie, die für die Seele während einer traumatischen Situation geradezu lebensrettend ist, sich aber im Nachhinein für die Heilung als fatal erweist, denn sie führt dazu, dass sich das Opfer unbewusst aus der Sicht des Täters sieht und sich selbst auch so behandelt. Täter haben in der Regel (vor sich selbst und vor anderen) eine Palette von Entschuldigungen und Rechtfertigungen für ihr Handeln parat, die durch die „Identifikation mit dem Aggressor“ im Opfer „landen“ und es Überlebenden von sexueller Gewalt erheblich erschweren, zu sich zurückzukommen, den eigenen Schmerz und die Ohnmacht zu spüren und den Täter als verantwortlich zu erleben. Für die Betroffenen von sexueller Gewalt ist es oft ein schwieriger, aber notwendiger Schritt, sich bewusst zu machen, wie vorsätzlich, skrupellos und manipulativ der Täter vorgegangen ist, und wie machtlos und entwertet sie sich selbst gefühlt haben.

Der Begriff eines „sanften Missbrauchs“ verschleiern das eigentlich Vorgefallene. Er entlastet die Täter und belastet die Opfer, und er suggeriert, dass ein Kind die Möglichkeit hätte, sich dagegen zu wehren. Der Begriff legt außerdem nahe, dass eine psychische Traumatisierung körperlicher Verletzungen bedarf, und er impliziert, dass eine Spur von Liebevolem in dem Machtmissbrauch gelegen hätte. Doch die Ausnutzung der kindlichen Ohnmacht und Abhängigkeit und die Durchsetzung eigener Bedürfnisse ohne Rücksicht auf die intimsten Grenzen des Kindes ist nie liebevoll, sondern oft genug Seelenmord, wie es Ursula Wirtz einmal genannt hat.

Wenn sich Überlebende sexueller Gewalt auf den Weg machen, ihre Traumatisierung(en) zu verarbeiten, stehen ihnen darüber hinaus oft die Reaktionen des sozialen Umfeldes und der Gesellschaft im Wege. Absolute Ohnmacht ist das unerträglichste und am meisten abgewehrte Gefühl, das wir Menschen haben können, und wir greifen auf alles Mögliche zurück, um dies nicht fühlen zu müssen. In der Psychologie und der Soziologie gibt es den Begriff des „blaming the victim“, die Beschuldigung des Opfers, der genau diesen Mechanismus beschreibt: Wir neigen dazu, einer Person die Schuld an ihrem Schicksal zu geben, weil wir es nur schwer ertragen, wenn jemand sich schuldlos in einer hilflosen Lage befindet, in die wir folglich theoretisch auch irgendwann gelangen könnten. Leider sind selbst professionelle UnterstützerInnen von diesem Schutzmechanismus nicht immer frei, was es den Betroffenen von sexueller Gewalt manchmal noch schwerer macht, das Unrecht, das ihnen angetan wurde, zu benennen und sich auf den Weg zur eigenen, individuellen Heilung zu begeben.

Imke Deistler

(Dipl.-Psych, Psycholog. Psychotherapeutin, Mitarbeiterin in der Frauenberatungs- und Fachstelle bei sexueller Gewalt in Kiel.)